



Blätter für den



familientisch

Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Rachdruck verboten. **Dreißundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.**

Evangelium nach dem hl. Matthäus 9, 18-27. „In jener Zeit, da Jesus zu den Juden edete, sieh, da trat ein Vorfteher (der Synagoge) herzu, betete ihn an und sprach: Herr, meine Tochter ist jetzt gestorben: aber komm' und lege deine Hand auf sie, so wird sie leben.“ „Und Jesus stand auf, und folgte ihm sammt seinen Jüngern.“ „Und siehe, ein Weib, das zwölf Jahre lang am Blutflusse litt, trat von rückwärts hinzu, und berührte den Saum seines Kleides; denn sie sprach bei sich selbst: Wenn ich nur sein Kleid berühre, so werde ich gesund.“ „Jesus aber wandte sich um, sah sie und sprach: Tochter, sei getrost! dein Glaube hat dir geholfen. Und das Weib ward gesund von derselben Stunde an.“ „Und als Jesus in des Vorftehers Haus kam, und die Flötenspieler und das lärmende Volk sah, sprach er: Weichet, denn das Mädchen ist nicht todt, sondern es schläft. Da verlachten sie ihn.“ „Nachdem aber das Volk hinausgeschafft war, ging er hinein, und nahm es bei der Hand. Und das Mädchen stand auf, und der Ruf davon gieng aus in derselben ganzen Gegend.“

Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen.

Wir bewundern im heutigen Evangelium vor allem die Allmacht Jesu: „Er ergriß das Mägdelein bei der Hand, und es stand auf.“ Er ist eben der Herr über Leben und Tod, der Gebieter der Natur, der allmächtige Gott.

Ein größeres Wunder aber, als uns im heutigen Evangelium erzählt wird, wirkt der Herr, so oft Er im Sakramente der Taufe oder der Buße unserer Seele jenes übernatürliche Leben verleiht, das uns zu lebendigen Gliedern der Gemeinschaft der Heiligen erhebt. Dann wirkt Er, wie der hl. Augustin sagt, jedesmal ein größeres Wunder, als wenn Er noch einmal Himmel und Erde ins Dasein rufen würde. Ohne dieses Gnadenwunder dürften wir nicht hoffen, jenen Heiligen einst zugestellt zu werden, die schon in unendlicher Seligkeit bei Gott sind, und deren Ehrung unsererseits wohlbegründet ist, wie wir in unserer jüngsten Betrachtung kurz darlegten.

Nicht minder, lieber Leser, ist auch die Anrufung der Heiligen Gottes in der Lehre des Evangeliums begründet. Da giebt es eine ganze Reihe von Tatsachen und Aussprüchen, um dieses zu begründen. Vielleicht ist Dir bekannt, lieber Leser, daß in der hl. Schrift kaum eine Ermahnung häufiger vorkommt, als die, daß die Christen für einander inbrünstig beten, ihre Liebe zu einander durch ihre gegenseitigen Fürbitten betätigen sollen, denn (fügt sie hinzu) solches ist angenehm vor Gott“ (Ephes. 6, 1. Timoth. 2.). Darum unterläßt selbst der große Apostel Paulus es nicht, bei den einzelnen Christengemeinden anzuhalten, daß sie für ihn beten möchten: „Ich bitte euch denn, Brüder, bei unserm Herrn Jesu Christo und bei der Liebe des Heil. Geistes, daß ihr mir beistehet in

euren Gebeten zu Gott für mich,“ (Röm. 15, 30) und wieder schreibt derselbe Bitterapostel: „Beharret im Gebete und seid wachsam, mit Dankagung; betet auch zugleich für uns, daß Gott uns die Thür des Wortes öffne, zu verkünden das Geheimnis Christi“ (Kol. 4, 2 f.). — Um wie viel mehr aber, lieber Leser, sollen wir die Heiligen im Himmel um ihre Fürbitte anrufen, zumal der hl. Apostel Jakobus schreibt: „Niemand vermag das Gebet des Gerechten“ (Jak. 5, 16). — Und die Heiligen im Himmel sollten unserer Bedürftigkeit nicht beipflichten? Ist es denn nicht wahr, was in den heiligen Urkunden des Alten wie des Neuen Bundes steht: „daß die Propheten vor dem Angesichte Gottes Fürsprache einlegen für Sein Volk auf Erden“ (2. Mach. 15, 12 f.); ferner: „daß die Heiligen vor dem göttlichen Throne in goldenen Schalen die Gebete der Gläubigen bringen?“ (Geh. Off. 5, 8.) Sieh, lieber Leser, zu solcher Vergessenheit und Verlegung dessen, was in der hl. Schrift als göttliche Offenbarung niedergelegt ist, müssen die es bringen, die den Neuerern des 16. Jahrhunderts folgen und mit ihnen leugnen, daß die Anrufung der Heiligen ein wohlgefälliges Werk sei in den Augen unseres Gottes. Wir Katholiken aber folgen freudig und getrost jener Mahnung Jesu: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit sie euch herein in die himmlischen Wohnungen aufnehmen“ (Luk. 16, 9). — ja, das sei unser Vorsatz: Alles, was Gott zur Verwaltung in unsere Hände niedergelegt hat, wollen wir also verwenden, daß wir Freunde der lieben Heiligen im Himmel werden und an ihnen kräftige Fürsprecher gewinnen für den Tag des Gerichtes.

Die Verehrung und Anrufung der Heiligen ist ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens auch deshalb, weil wir dadurch bekunden, wie sehr wir zu schätzen wissen, was Gott an Seinen Hei-

Kirchenkalender.

- Sonntag, den 8. November.** Dreißundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Gottfried, Bischof † 1118. Evangelium Matthäus 9, 18-26. Epistel: Philipp 3, 17-21 und 4, 1-3.
 - St. Andreas: Nachmittags 3 Uhr Offizium für Verstorbene der Männer-Sodalität.
 - St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinsch. hl. Kommunion für die Mitglieder der Rosenkranz-Bruderschaft, Nachmittags 4 Uhr Beistunde für die verstorbenen Mitglieder.
 - St. Martinus: Fest des Kirchenpatrons des hl. Martinus mit Oktav und Ablass. Abends 6 Uhr Festpredigt, Umzug und Lebeum. Während der Oktav an Werktagen Abends 7/8 Uhr sakramentale Andacht.
 - St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 9. November.** Theodor, Martyrer † 306.
 - St. Andreas: Morgens 7/10 Uhr Seelenamt für die Verstorbenen 4 letzten Jesuiten.
 - Karmeliten-Klosterkirche: Schluß der Oktav von Allerseelen. Nachm. 4 Uhr Andacht.
- Dienstag, 10. November.** Martin, Papst † 655.
- Mittwoch, 11. November.** Martin, Bischof † 400.
 - St. Andreas: Morgens 7/10 Uhr Seelenmesse für Verstorbenen der Sodalität.
 - St. Martinus: Morgens 9 Uhr Hochamt in Alt-St. Martin.
- Donnerstag, 12. November.** Kunibert, Bischof † 663.
- Freitag, 13. November.** Stanislaus, Bekennere † 1568.
- Sonntag, 14. November.** Albert der Große, Bischof † 1280.
 - St. Lambertus: 3. Samstag zur Vorbereitung auf das hl. Weihnachtsfest, 9 Uhr hl. Messe mit sakramentalem Segen.

ligen Großes getan hat. Hier sind zwei Arten dieser Großtaten Gottes zu unterscheiden: zunächst die großen Gnaden, die den Heiligen auf Erden von Gott verliehen wurden, und dann die Herrlichkeit und Macht, womit Er sie im Himmel umkleidet hat; durch getreue Benutzung der Gnade Gottes sind sie Helden des Glaubens und der Liebe geworden und dafür empfangen sie unsere Verehrung — vermöge ihrer Herrlichkeit und Macht sind sie in gewissem Sinne Teilhaber an der göttlichen Weltherrschaft geworden, und darum werden sie um ihren hilfreichen Beistand von uns angerufen.

Bekanntlich ist der Mensch ohne die Gnade Gottes ein armes, schwaches, tausend Torkheiten und Fehlritten unterworfenes, ja, dem ewigen Tode verfallenes Geschöpf. Andererseits bleibt aber die Gnade Gottes, so reich und mächtig sie ist, ohne des Menschen Mitwirkung auch ohne Erfolg; denn Derjenige, sagt der hl. Augustin, der ohne unsere Mitwirkung erschaffen hat, will uns aber ohne unsere Mitwirkung nicht heilig und selig machen. Die Gnade Gottes, im Verein mit des Menschen redlicher und unerbrossener Beihilfe, ist vermögend, aus einem Sohne des Verderbens einen Bürger des Himmels, aus einem Knecht der Sünde einen Liebling Gottes, aus einem Fluch der Erde einen Segen der Menschheit, aus einem Bundesgenossen der Hölle einen Streiter und Helden des göttlichen Reiches zu machen. Uebernatürlich erleuchtet und gestärkt durch diese göttliche Gnade, haben die Heiligen Gottes ihre irdischen Lebenstage in der Furcht des Herrn verlebt, haben sie „in Selbstverleugnung und Kreuzigung ihres Fleisches die Welt überwunden,“ haben sie durch Gebet und Nachwachen die Sünden ihrer Brüder getragen, haben sie die rauhesten Steppen durchwandert und mit Gefahr des eigenen Lebens die Fahne des Kreuzes inmitten wilder Völkerschaften aufgezogen, haben sie endlich den Martiertod als einen ersehnten Freund umarmt und mit ihrem Blute den Fluch der Erde gelöscht.

Und denkst Du vielleicht, lieber Leser, in unsern Tagen kämen solche Wunder der göttlichen Gnade nicht mehr vor? Gestern noch las ich in der Lebensgeschichte des im Jahre 1872 gestorbenen Bischofs J. Fejler von St. Pölten, den der hochselige Papst Pius IX. zum Generalsekretär des Vatikanischen Konzils (1869) ernannt hatte, und der als solcher mit einer großen Anzahl der (c. 700) Konzilsväter in regem Verkehr gestanden hat. „Ich fragte einen Bischof aus China“ — so schrieb Fejler damals seiner Schwester — „ob er nach dem Konzil wieder dahin zurückkehren werde. Der Bischof gab mir, ohne sich lange zu besinnen, die bezeichnende Antwort: Ja, je eher desto lieber! Mein Vorgänger starb als Martyrer, und ich hoffe auch nicht im Bette zu sterben!“

Steh da, lieber Leser, wie wunderbar der Herr in Seinen Heiligen ist auch in unsern Tagen — und wie sehr sie es verdienen, als die wahren Helden unserer hl. Religion von uns verehrt zu werden, nachdem der Herr sie mit der unvergänglichen Himmelskrone geschmückt hat.

Der November im Volksmund.

Von Einar Kernau.

Hubertustag und Martinstag, Allerheiligen und Allerseelen, — das sind die charakteristischen Tage für den elften Monat unseres Jahres. Und dieser Monat ist auch ganz und gar dazu angetan, ein Monat der Trauer, der Buße, der stillen Einkehr in sich selbst zu sein. Kurze Tage und lang Nächte, Sturm und Nebel, Schnee und Regen — das ist das äußere Gewand des Novembermonats. Die Freuden des Sommers sind endgiltig dahin und die echten, rechten Freuden des Winters — Christfest, Schlittschuhlauf, Winterver-

sonigen — sind noch nicht gekommen. So bleibt dem Novembermonat nichts anderes, als seine Ase der stillen Sammlung, der Vorbereitung auf kommende Dinge würdig durchzuführen.

Und doch haben wir es oft genug erlebt, daß gerade der November sich durch eine stattliche Reihe milder, schöner Tage auszeichnet, die vielfach für einen naßkalten, verregneten Sommer entschädigen müssen. Daß dem schon immer so gewesen sein muß, besagen schon ein paar Bauernregeln, von denen die eine heißt:

Blüh'n im November die Bäume aufs neu,
Dann währet der Winter bis zum Mai.

Und im ähnlichen Sinne prophezeit der andere Wetterpruch:

Wenn's Laub spät fällt,
Folgt starke Kälte.

Immerhin sieht man, wenn man diesen Wetterreimen glaubt, daß sich der Winter trotz eines gelinde verlaufenden Novembers absolut nichts schenken läßt.

Nun ist der November — oder Windmonat, wie er eigentlich seinem deutschen Kalendernamen nach heißt — ein meteorologisch höchst merkwürdiger Monat, der in vielen Dingen dem April ähnelt; auch der November weiß nicht recht, was er will. Er bringt Schnee, Regen, Sturm, Sonnenschein, Reif, Frost und warme Tage. „Er ist meteorologisch höchst unzuverlässig,“ könnte man sagen. Nun ist ja von den Leuten, die uns das Prognostikon des Verlaufs der einzelnen Monate stellen, einer der bedeutendsten kürzlich gestorben.

Rudolf Falb, derjenige unter den Wetterpropheten, dessen Prognosen in den meisten Fällen eintrafen, ist also nun dahin. Vielen Aufregungen aus esekt, verdient sein Name dennoch nicht vergessen zu werden, denn wir besitzen von ihm eine ganze Reihe von Werken geologischen und meteorologischen Inhalts, die immerhin einige Beachtung verdienen. Es seien hier genannt: „Grundzüge zur Theorie der Erdbeben und Vulkanausbrüche“, „Gedanken und Studien über den Vulkanismus“, „Von den Umwälzungen im Weltall“, „Sterne und Menschen“, „Wetterbriefe“, „Das Wetter und der Mond“, „Kalender der kritischen Tage“ u. Auf und Namen schufen ihm vor allen Dingen seine Theorien der kritischen Tage, die im wesentlichen darin bestanden, daß Falb annahm, daß zu gewissen Zeiten ein Zusammenwirken von Sonne und Mond auf die Atmosphäre und auf den feurigflüssigen Erdkern stattfände. Die meteorologische Wissenschaft hat ja freilich diese Theorien verworfen; ihr häufiges Eintreffen haben ihnen aber immerhin eine gewaltige Popularität geschaffen.

Immerhin aber hat uns Rudolf Falb doch noch seine Prophezeihungen für diesen und den kommenden, den Schluß des Jahres bildenden Monat hinterlassen. Nach ihm dürfte der November fast zur Hälfte schöne Tage bringen, ein kritischer Tag dürfte etwa der 19. sein. Habenicht, der jetzt konkurrenzlose Wetterprophet verkündet für die zweite Novemberhälfte starke Schneefälle. Der hundertjährige Kalender schließlich verkündet also: Bis zum 7. schönes Wetter, dann Regen, der am 13. in Schnee übergeht. Vom 16. bis 19. kommen drei schöne Tage, dann gestaltet sich die Witterung wieder unfreundlich und bleibt so bis zum Ende des Monats. Im Uebrigen beträgt die mittlere Temperatur dieses Monats für Zentraleuropa in den einzelnen Städten folgende Grade: Hamburg 3,2°; Berlin 3,7°; München 1,4°; Karlsruhe 4,4°; Stuttgart 4,4°; Prag 3,5°; Wien 4,3° und Basel 4,1°. Wer's genau wissen will, wie es mit dem Wetter im November wird, der denke an die folgende, schöne und höchst beachtenswerte Wetterregel, die es sich mit dem ersten Novembertage zu tun macht:

Im Allerheil'gentag
Sieh am Buchenspahn nach,
Ist er nah von Ost,
Kommt der Winter mit Kraft.

Der eigentliche, rechte, kernige Winter soll erst am 25. November, dem Ehrenfest der heiligen Katharina, beginnen. Von diesem Tage sagt der Volksmund nämlich:

Zu St. Katharin
Wintert's gern ein.

Doch nun zu den astronomischen Erscheinungen des Nebelmonats. Der November, der elfte Monat des Jahres, ist auch zugleich der letzte der kleinen Monate, d. h. derjenige, die nur 30 Tage haben. Wenn die Sonne aus dem Zeichen des Skorpions in das des Schützen tritt, dann beginnt der November. Von den Geschwistern unserer Erde, den Planeten, bleiben Merkur und Uranus unsichtbar. Venus ist in den Morgenstunden etwa 3 Stunden lang zu beobachten, Mars etwa die Hälfte dieser Zeit. Jupiter ist in den ersten Abendstunden am südlichen Sternhimmel aufzusuchen. Saturn ist um die Mitte des Monats herum vier bis fünf Stunden sichtbar. Die Phasen des Mondes verteilen sich in folgender Weise: 5. November (Vollmond), 12. November (letztes Viertel), 19. November (Neumond), 27. November (erstes Viertel). Zu beachten sind für diesen Monat schließlich noch die zahlreichen Sternschnuppenfälle.

Doch stürzen wir uns aus den Sphären der Astrophysik in die der — Küche. Das ist ein „ziemlicher“ Sturz, doch kein uninteressanter. Denn wohl in keinem Monat des Jahres sind Küche und Keller besser und reichlicher versehen, als im November. Da ist der Martinstag mit den leckeren Bratenmögelein, St. Hubertus liefert Hasen, Rehe, Wildvögel u. das Schweineschlachten beginnt, noch ist der Heurige nicht ganz ausgetrunken. O Herz, was willst du mehr? Wer denkt da nicht an das schöne, mittelalterliche Bagonntelied, dessen charakteristische Strophe lautet:

Die Specksupp ist geraten,
Den Schlastrunk bringt uns her,
Ist noch ein Beck am Laden
Er ist nit sicher mehr,
Ein Kaiser steck zum Spieße,
Ein Kinglein in Pastet,
Arm Ritter macht recht ihße,
Bis das der Hahn gekräht.

Da kann denn die Hausfrau aus dem Bollen wirtschaften. Immerhin aber hat sie doch noch hier und da einen Blick in die Ställe zu werfen, denn ganz rosten die landwirtschaftliche Beschäftigung ja nie im Jahre. Da fordert schon der Gemüsegarten allein eine tüchtige Portion Pflege und Arbeit. Mohrrüben und Petersilien sind auszusäen und gut mit Pferdemist zuzudecken. Der Endivienj Salat ist zu binden, auszuheben und im Keller einzuschlagen. Gleichfalls auszusäen sind auch noch die Frühherbse. Im Blumengarten bringt man jetzt am besten diejenigen Topfzwiebelgewächse, die zu Weinachten blühen sollen, ins Freie. Rosen werden jetzt niedergebogen und mit Tannenreisig zugebedt. Um die Pflanzsträucher wird Stroh gebunden. Die Rasenplätze müssen gedüngt werden. Im Obstgarten sind an den Johannis- und Stachelbeersträuchern die überflüssigen Wurzelschößlinge zu entfernen. Empfindliche Bäume müssen vor Kälte geschützt werden; fast alle Bäume sind sorgfältig abzuputzen. Wer eine Baumschule hat, der macht jetzt am besten die Böcher für die Frühjahrsverfezung der Bäume. Ferner hat man auch den Eichen- und Buchensaat Schutz gegen das Wild zu gewähren.

Im Uebrigen hat der Landwirt jetzt fleißig mit Dreschen fortzufahren. Die etwa noch im Felde stehenden Rüben sind auszunehmen; das Kraut ist einzuernten. Wer Waldung besitzt, hat mit dem im Oktober begonnenen Holzfällen fortzufahren. In den Stallungen bekommen die Schafe nur wenig Heu, dafür aber desto mehr Erbsen und Roggenstroh. Das Rindvieh bekommt klein geschnittene Estrünke in seinem Futter. Ist das Wetter gelinde, so tut man gut, die Ställe in den Mittagsstunden ein wenig zu lüften. Der Zmler schließlich kann an besonders schönen Tagen seine Bienen noch fliegen lassen. Im

übrigen aber schütze er sie besonders vor Mäusen und Ratten. Vom Jagdliebhaber schließlich, dessen Vormonat ja der November ist, braucht der große Fülle halber, die sich ihm gerade in diesem Monat bietet, wohl kaum die Rede zu sein. Ihm sei nur ein kräftiges „Waidmanns Heil!“ zugerufen.

Zum Schluß noch ein paar Bauernregeln, die ja nicht vergessen werden dürfen, wenn man einen Monat „im Volksmund“ behandelt:

St. Martinstag feucht,
Nacht den Winter leicht.
St. Martinstag hell,
Nacht's Wasser zur Schell.

Noch ein zweiter Spruch beschäftigt sich mit diesem Tage. Er lautet:

Wenn die Gänse um Martini auf dem Eise
stehen,
Müssen sie Weihnachten im Kote gehen.

Schließlich sei auch noch ein dritter St. Martins-Reim nicht vergessen:

Wenn um Martini Nebel sind,
So wird der Winter meist gelind.

Auch der Allerheil'gen-Tag hat noch eine Bauernregel, die hier angeführt sein mag:

Wenn's zum Allerheil'gen schneit,
Legt seinen Pelz bereit.

Der St. Elisabeths-Zug ist gleichfalls ein guter Wetterprophet, denn von ihm heißt es:

St. Elisabeth sagt's an,
Was der Winter für ein Mann.

Schließlich noch ein paar Reime, die den November so im Allgemeinen behandeln. Beide meinen es gut mit unserem Monat. Der eine lautet:

Viel und langer Schnee,
Gibt viel Frucht und Alee.

Der andere, der mit den Wintergewittern zu tun hat, heißt:

Wenn im November Donner rollt,
Wird dem Getreide Lob gezollt.

Deutsches Räuberwesen.

Eine Jahrhundert-Erinnerung von W. Fischer.

Das üppigste Räuberleben, wie zu den Zeiten des Faustrechts, da die adeligen Schnapphähne die Heerstraße unsicher machten, und des dreißigjährigen Krieges blühte während der ganzen Dauer des 18. Jahrhunderts bis in den Anfang des vorigen hinein besonders am Rhein, begünstigt durch die Kriegsjahre, die damals herrschende Rechtslosigkeit oder vielmehr den standalösen Mangel an jeder Rechtsinheit, der durch die Duodezwirtschaft der vielen Kleinen aufeinander eiferächtigen Potentaten veranlaßt wurde, mit denen die Rheingegend überfüllt war.

Holland, Brabant, das preußische Westfalen, die sächsischen, kurkölnischen und trierischen, die jülicher und bergischen Lande, Hessen und die Umgegend der großen rheinischen Städte, der Hunsrück und der Odenwald waren u. a. der Tummelplatz berühmter und gefürchteter Räuber. Dem französischen Staatsprokurator Keil, der mit seltener Energie und Ausdauer die Kesseltreiben auf die Räuber leitete, und den gegen das Uweesen eingesetzten Spezialgerichten gelang es, ihm zu steuern. Aus Furcht vor der Rache der Räuber und ihrer Freunde sprachen die geängstigten Geschworenen die Räuber meist frei; die Furcht vor dieser Rache war überall so groß, daß man in der Bürgerschaft und in der Landbevölkerung nicht wagte, sie zu verraten. Auf Einladung von Kur-Trier vereinigten sich die Rheinregierungen zu besonderen Maßnahmen gegen das Räuberwesen; der König von Preußen errichtete am 9. November 1801 gegen die Räuber eine „Immediat-Militär- und Civil-Sicherheits-Kommission“ mit dem bekannten General von Estocq an der Spitze. Die linksrheinischen französischen Departements-Regierungen führten, da die Geschworenengerichte erfahrungsgemäß versagten, Spezialgerichte gegen Messieurs les bandits ein, die aus zwei gelehrten Richtern, drei Offizieren, zwei von

der Regierung designierten Privatpersonen, und dem öffentlichen Ankläger bestanden, also eine „chambre ardente“ gegen die tatsächlich zur Landplage gewordenen Räuber. Gegen die Bande des Schinderhannes wurde von dem Generalkommissar Jean Von Saint-André eine geheime Kommission organisiert, und der berühmte Sachverständige des Räuberwesens, der öffentliche Ankläger Keil erhielt Auftrag zum Besuch der Gefängnisse, um etwa verhaftete Räuber zu rekonozieren, und alle Vollmachten zur Jagd auf den berüchtigten Schinderhannes und die übrigen nicht minder gefürchteten Bandenchefs: Mathias Weber alias Feyer, Picard, Müller, Damian, den Studenten Hessel und Hedmann.

Die niederländische Bande unter Picard, ist durch ihre Greuelthaten besonders berüchtigt. Zwischen Gent und Brüssel ermordeten die Räuber bei einem Raub einen Landmann und einen Gutsherrn; bei Mecheln wurde einem kleinen Kinde und seiner Mutter die Ohren abgeschnitten; in einem Landgut bei Gent, in das sie einbrachen, schnitten sie der Frau des Besitzers Ohren und Finger ab, um schneller zu den Ringen zu kommen und einer der Anführer, Jan Vosbeck ermordete nach gräßlichen Mißhandlungen eine andere Frau. Bei Monts erbeuteten die Räuber 3600 Louisdor und wenige Wochen später eine ähnliche Summe bei Lüttich. Bei einem großen Raubzug, den die Bande dann in der Gegend von Brüssel plante, wurde sie von Soldaten überwältigt und Picard mit den meisten seiner Spießgesellen verhaftet; aber dem kühnen Räuberhauptmann, der schon in seinem 18. Lebensjahr an der Spitze der Bande stand, und im Verlaufe der Jahre nachweislich aus 8 Gefängnissen ausgebrochen war, gelang es auch, aus dem Gefängnis in Tournay zu entweichen; er verlegte den Schauplatz seiner Tätigkeit und wurde neben Feyer Anführer der Neuwieder und Essener Bande; die Niederlande blieben von organisierten Banden verschont.

Das Dorf Mersen im Maastal war seiner günstigen Lage an der Grenze von 5 Duodezterritorien wegen schon seit dem 17. Jahrhundert eine Räuberkolonie. Hier hausten die Boockreiter. In den 1760er Jahren wurde die räuberische Dorfbevölkerung mit Schwert, Strick und Rad fast völlig vernichtet; aber die Söhne der hingerichteten Boockreiter organisierten sich unter Führung der Gebrüder Vosbeck Ende des 18. Jahrhunderts aufs neue zur sogenannten Mersener Bande, die erst Holland und von 1796 ab die Rheingegenden brandschatzten. Die 30 bis 40 Mann starke Bande stürmte förmlich die Dörfer, stieß mit dem Kennbaum die Türen ein und hauste wie toll. Die Mersener waren hauptsächlich durch ihre Grausamkeiten gegen Frauen berüchtigt. Es ist erwiesen, daß sie eine Frau Quack zu Schaam förmlich zu Tode trampelten. Keine andere Bande hatte soviel Mord- und Schandthaten auf dem Gewissen. Von ihrer Frechheit legte der Ueberfall eines Geldwechslers in Cuxen Zeugnis ab, den sie Nachts unter Lärm und Schießen vollständig ausraubten. Der Mann verarmte vollständig. Nach diesem Raub teilte sich die Bande, ein Teil zerstreute sich nach Holland, der andere und größere schlug sich zu der Neuwieder Bande unter dem berüchtigten Mathias Weber, genannt Feyer, der als Bandenchef am Niederrhein gefürchteter war, wie sein Freund und Schicksalsgenosse Schinderhannes auf dem Hunsrück und im Odenwald. Nach seiner eigenen Schätzung hat Feyer mehr als 192 Diebstähle verübt und 60 000 Franken in barem Gelde für sich „verdient“, wie man denn ausgerechnet hat, daß die Banden am Niederrhein bis 1804 über 4½ Millionen Franken geraubt hatten. Feyer, Hedmann und Vosbeck teilten sich in das Kommando, später kam noch Picard hinzu.

Von den Taten der Neuwieder Bande ist

besonders der Ueberfall des Pfarrhauses zu Mülheim a. d. Ruhr — die Sturmglocken wurden geläutet und die Bevölkerung kam dem beraubten und verwundeten Pfarer zu Hilfe und befreiten ihn —, ein Sturm auf das Abdeckerhaus zu Giesenkirchen, wo die Räuber gegen ein Kommando französischer Chasseurs kämpften, und der Sturm auf Daden, berühmt, bei dem die Räuber zurückgeschlagen und in einen Wald gedrängt wurden, den die erbitterten Bauern und Soldaten, fast Tausend an der Zahl umstellten. Die Räuber, unter denen sich diesmal der erkrankte Feyer nicht befand, kämpften volle zwei Stunden und ergaben sich dann der Uebermacht. Die Gefangenen wurden zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt; 12 von ihnen entflohen am 15. Juli 1800 aus Wesel und kehrten zu ihrem alten Handwerk zurück. Am 28. Oktober 1800 beraubte Feyer, der der Bande unter Johann Müller beigetreten war, mit seinen Leuten die Post zu Langenfeld um 60 000 Franken, auf Feyers Teil kamen 7000 Franken. Die Neuwieder Bande wurde im Laufe der Jahre wiederholt gesprengt, immer wieder organisierte sie sich, und im Januar 1801 operierte sie unter dem Oberbefehl Picard's, dessen Ueberlegenheit selbst Schinderhannes anerkannte, zum erstenmal gemeinsam mit der Bande des letzteren. Die beiden Räuberbanden überfielen das Posthaus zu Würges auf der Landstraße von Frankfurt am Main nach Limburg und operierten in gewohnter Weise. Die Beute war sehr groß. 1802 erzielte den berühmten Räuberchef sein Schicksal, er wurde als verdächtig von der Frankfurter Polizei verhaftet und eines auf heftigem Gebiet begangenen Pistolen diebstahls halber nach Bergen ausgeliefert; der Amtmann zu Bergen hatte natürlich keine Ahnung, welchen gewichtigen Räuber er in Verwahrung hatte.

Der öffentliche Ankläger Keil trat im Sommer 1802 seine Rundreise an und im Gefängnisturm zu Bergen fand er den gefährlichen Bandenchef Feyer gefangen sitzen. Vergebens verleugnete sich der berüchtigte Räuberhauptmann; Keil identifizierte ihn und schließlich gestand der Räuber, daß er der vielgesuchte und vielgefürchtete Feyer sei. Durch einen Zufall war inzwischen Schinderhannes in Frankfurt a. Main und von dort allein nach Köln überführt. Am 17. Februar 1803 wurde Feyer zum Tode verurteilt und einige Tage später guillotiniert. Er hatte Recht, als er auf der Fahrt von Frankreich nach Mainz zu seinem Schicksalsgenossen Johannes Bülker, dem unter dem Namen Schinderhannes berühmten Räuberhauptmann meinte, wie ein Rad des Wagens, auf dem die gefesselten Räuber saßen, ins Stocken geriet: „Sieh doch, Kamerad, so ist es auch mit unserem Lebensrade. Mir dünkt, es ist ins Stocken geraten.“ „Mit 6 — 8 Jahren Galeere denke ich durchzukommen“, erwiderte Schinderhannes sehr zuversichtlich.

„Ich nicht...“ antwortete Feyer und fuhr ahnungsvoll mit dem Finger um den Hals. Auch Schinderhannes entging dem Henker nicht; er wurde am 21. November 1803 mit noch 19 Komplizen vor dem Weissenauer Tor in Mainz guillotiniert. Feyers Spießgesellen Damian Hessel, das Studentchen, wie er genannt wurde, und Franz Joseph Streitmatter, zwei gewichtige Räuber, wurden erst 1810 und Hedmann, der u. a. den Sturm auf das Pfarrhaus in Mülheim a. d. Ruhr ausbalduierte hatte, fast gleichzeitig mit Feyer und Schinderhannes hingerichtet, zu dessen Bande er sich geschlagen hatte. Nach einem Einbruch, den Schinderhannes mit Hedmann, Johann Müller, Anton Heinze und Anton Wegers mit einigen anderen noch in Aglasterhausen in der Nähe Mannheims bei einem reichen Juden verübten, wurden die Räuber von den erbitterten Bauern verfolgt. Schinderhannes entflohen mit zwei Mann, während die Uebrigen, darunter Hedmann, nach tapferer Gegenwehr verhaftet und nach Mannheim

gebracht wurden. Der Ankläger Keil erhielt einen Wink, identifizierte die beiden gefährlichen Räuber und erhielt sie ausgeliefert. Picard war schon früher in Neuwied unschuldig gemacht worden. Mit Ausnahme des Studentens starben die Räuber tapfer, wie sie gelebt hatten; Feher hielt vor seiner Hinrichtung noch folgende Ansprache an die Zuschauer: „Ich habe den Tod hundertfältig verdient. Ihr, die Ihr auf bösen Wegen seid, laßt Euch durch mein Ende warnen. Junge Leute, flieht die schlechten Häuser, sie waren die Hauptursache meines Verderbens. Eltern, erzieht Eure Kinder in Gottesfurcht! Denkt an Gott! Und nun drauf los!“ Vorher sagte er zu den Rächstehenden, er zittere nicht aus Angst, sondern weil er sich bei der Kälte zu lästig angezogen habe. Auch Heckmann hielt eine kleine Rede an das Volk, in der er, wie sein Freund Feher, die Jugend warnte.

Von der ungeheuren Anzahl der Räuber, die vor hundert Jahren in Deutschland, und speziell in der Rheingegend hausten, bekommt man einen Begriff, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1809 das Mainzer Kriminalgericht ein Kompetenzurteil über 139 Räuber fällte. Der erbitterte Kampf, den während der napoleonischen Invasion die verschiedenen Regierungen gegen das Räuberwesen führten, dauerte ein volles Jahrzehnt. Man machte mit den Herrschaften kurzen Prozeß, die Haupt- rüber und Bandenführer wurden hingerichtet, die übrigen erhielten harte Zuchthausstrafen oder wurden, wenigstens seitens der preussischen Regierung, infolge Staatsvertrags mit Rußland zwangsweise in den sibirischen Steppen angesiedelt.

Das Hauptverdienst an der Unterdrückung des deutschen Räuberwesens gebührt dem französischen Generalkommissar Jean Von Saint-André und seinem Substituten Keil, die von den Räubern so gefürchtet waren, daß diese, wie Schinderhannes freiwillig die französischen Gebiete wieden und eine Auslieferung an die französischen Departementsregierungen mit allen Kniffen zu verhindern trachteten; so haben Heckmann und Schinderhannes himmelhoch gebeten, sie nicht von den Franzosen, die unter der Schreckensherrschaft gekernt hatten, die Guillotine zu bedienen, justifizieren zu lassen. Diesem blutigen Ernst der Franzosen verdanken wir die Unterdrückung der Brigantaggio, während die kleinen Duodezregierungen in der Bekämpfung der Herren Banditen sehr lässig waren. Dem freiherrlichen Amtmann K. in Eckerodth ist sogar nachgewiesen, daß er die von den Franzosen verfolgten Räuber gegen ein Schutgeld von einigen Kronthalern beschützte und mit falschen Pässen versah, wie Heckmann und Schinderhannes später dem Substituten Keil gegenüber gestanden.

„Zink Räte“.

Romanistische Skizze vom Niederrhein von Kurt Franz.

„Zink Räte!“

Es dürfte selbst für den Sprachforscher nicht so leicht sein, nachzuweisen, wie dieser Dialekt- ausdruck aus dem hochdeutschen „Sankt Martin“ entstehen konnte. Ich will mich damit auch gar nicht abgeben, sondern nur die Bedeutung konstatieren und gleichzeitig anfügen, daß die „Zink Räte“ in manchen Ortschaften des Niederrheins, in Düsseldorf, in Reuß usw. ein beliebtes Kinderfest darstellt, für welches die Eltern „Bockwiskooke“, Bock- weizenkuchen backen, der mit Obstkraut befrachten ganz vorzüglich mundet, und daß die Kinder selbst Abends mit bunten Lampions durch die Straßen gehen und eigenartige Lieder singen. Etwa

U Zink Rätes Bögelsche,
Hät e rot Degelsche,
Hät e blau Stägke,
Hoppysa valberallala.

Ober: Zink Räte, Zink Räte
Dat es ne gode Mann.
Dä bad jo Bockwiskooke
Da reich e Stöck deraan.

Run denn. Der Adam Beherlein, er ist unlängst Postdirektor geworden, und seine Frau Marie, geborene Ludwigs, sie halten diesen Martinstag auch ganz besonders in Ehren, obwohl sie längst nicht mehr am Niederrhein wohnen. Und daß sie sich dieses Tages stets erinnern, das hat seinen Grund natürlich. Aber davon wollte ich ja eigentlich erzählen.

Die Marie war ja auch mal ein junges liebes Mädel gewesen, hübsch und zierlich mit seinen zwanzig Jahren. Und manches Auge schaute ihr nach, wenn sie mit der oder jener Freundin über die Promenade ging. Diese Promenadenspaziergänge hatten übrigens allmählich einen bestimmten Zweck. Denn eingangs der Anlagen steht das Postgebäude. Und in diesem waltete seit einigen Monaten ein neuer Schalterbeamter. Ein schmucker Kerl, der die Mädchen förmlich re- bellisch machte, so daß niemals so viele post- lagernde Briefe von jungen Damen abgeholt wurden, wie damals, als er die Stelle ver- waltete. Eine aber riefel ihm über die Ma- ßen aus der Reihe seiner stillen Verehrerinnen. Und das war eben Fräulein Marie Ludwigs, deren Eltern angesehen Leute wa- ren und in dem Geruche standen, zu den „Hillen Reichen“ zu gehören, also zu denen, welche zwar Geld genug besitzen, aber nicht genug Aufhebens davon machen.

Wie es nun kam: wer weiß es? Es mag genügen, wenn ich sage, daß Gott Amor zwischen dem jungen Postbeamten und dem Mädchen seine Fäden recht geschickt spann und daß der Verkehr zwischen ihnen bald nicht mehr nur auf Blicke und freundliches Wächeln beschränkt blieb, sondern daß sich die beiden auch schon trafen und sich allerlei süße Dinge erzählten, die ein Dritter gar nicht zu wissen braucht. Sonst würde ich selbstredend einiges aus diesen Gesprächen verraten.

Somit wäre ja alles gut gewesen. Herr Adam Beherlein, so hieß der Postbeamte, liebte Marie und diese ihn. Und auch darin waren sie einig, nicht voneinander zu lassen, mochte da kommen, was wolle. Das aber war gerade der böse Punkt, der überwunden werden mußte. Denn der alte Ludwigs hatte schon seine Heiratspläne. Und da er ein Starrkopf war und in seinem Hause nur sein Wille galt — seine Frau hatte überhaupt nichts zu sagen — so war es völlig aussichts- los, ihm den zwar guten und tüchtigen, aber vollständig mittellosen Adam als zukünftigen Schwiegerjohn zu präsentieren.

Dingzu kam, daß er die Postbeamten insbe- sondere nicht leiden konnte. Er war nämlich einmal am Postschalter mit einem der Herren in einen Disput geraten, hatte sich hinreißen lassen, ihn einen „dummen Jungen“ zu schel- len und war dieserhalb wegen Beamtenbe- leidigung mit zwanzig Mark bestraft worden. Und das trug er nun also allen denen nach, welche unter dem Oberbefehl Stephens — denn damals war dieser Herr noch am Ru- der — standen. Eine ehrliche offene Werbung war folglich ausgeschlossen.

Run kam denn wieder Zink Räte heran. Ein schöner Novembertag war's. Und abends wogte ein wahres Lampionmeer durch die Straßen der Stadt und fast aus allen Häu- sern wehte der Duft von gebackenem Kuchen den Passanten in die Nase. Die Quintane der Stadt hatten beschlossen, unternehmungslustig, wie solche junge Gymnasialisten nun einmal sind, geschlossen St. Martin zu feiern. Sie alle wollten sich Lampions laufen, welche Beck- fackeln imitierten, in Reih und Glied durch die Stadt ziehen und schließlich die „Fackeln“ verbrennen, wie sie das schon beim Schützen- feste von den Artilleristen des Festzuges ge- sehen hatten, die allerdings richtige Fackeln trugen. Hans Ludwigs, der jüngste Sproß des Hauses Ludwigs, hatte den Vorschlag ge- macht und auch von seinem Vater die Er- laubnis erhalten, die Verbrennung in seinem Hofe vorzunehmen zu dürfen. Allerdings sagte der Vater, er müsse mit dabei sein, denn Kinder sollte man nicht unbeaufsichtigt mit

Feuer spielen lassen. Zur Vorsicht trug er auch noch einem in seinen Diensten stehenden Arbeiter auf, dieses „Feuerwerk“ zu leiten. Dann brauchte er sich nur ins Fenster des Schlafzimmers zu legen, das sich im ersten Stock befand.

Und wie stolz zogen die jungen Herren durch den Ort, als gehöre ihnen die ganze Welt. Und wie sangen sie alle die Martins- lieder und kreischten das „Hoppysa“ heraus. Am liebsten aber sangen sie ein Liedchen, das ein alter Lehrer einst gedichtet hatte, der sich stets ein jugendlich Herz bewahrte. Nur sangen sie dies nicht so gern, weil es von dem Lehrer stammte, sondern weil die jungen Volksschullehrer unlängst in der Zeitung gegen das Singen gerade dieses Liedes Protest erhoben hatten, da die Verse angeblich ihre Autorität untergraben oder ihren Stand herabsetzten. Ja, ja, die jungen Leute sind immer stürmischer als die alten. Und so wußten die Quintaner, daß sie die Lehrer einmal ärgern könnten, ohne daß die ihnen etwas anzuhaben vermochten.

Ra, einmal mußte auch der Umzug been- det werden. Aber er wurde es erst, nachdem alle Herzen bis zur Reize aufgebraunt wa- ren. Und dann zog die ganze Bande zu Lud- wigs in den Hof. Dort schichtete man die Lampions auf einen Haufen — und der hatte schon eine ganz respektable Größe — und dann zündete einer ein Streichhölzchen an und im nächsten Augenblicke züchte eine mäch- tige Flamme in das Dunkel der Nacht hinein und beleuchtete hell alles ringsum, den Hof, die dort angestellten Kisten, den Garten mit den schier kahlen Bäumen und noch etwas, ob dem der alte Ludwigs im ersten Augen- blick fast die Sprache verlor.

Und was er sah, sahen nun nicht nur alle Gymnasialisten, sondern auch die Leute aus den Nachbarhäusern, welche ebenfalls durch das Papierfeuer an die Fenster gelockt wor- den waren.

Denn hinten, am Gartenzaun, stand seine Marie, sein Kind, und ließ sich von einem Postbeamten küssen. Erst, als sie bemerkten, daß der Feuerchein auf sie fiel und daß sie von vielen beobachtet wurden, da fuhren die beiden ganz erschrocken auseinander und stan- den dann in tödlicher Verlegenheit.

Himmel, hatte der alte Ludwigs an dem Abend gewettert. Er wäre ja vor der ganzen Stadt blamiert. So etwas bliebe doch nicht geheim. Ob die Marie denn alle Scham ver- loren hätte. Und da fand seine Frau den Mut, ihm zu sagen, ob er sie früher nicht auch einmal heimlich geküßt hätte, ein Ein- wurf, der ihm nicht recht behagte. Und wenn die zwei sich nun einmal gern hätten und der junge Mann ein ordentlicher Mensch wäre, dann solle er die beiden nur verloben. Und von einer Blamage sei dann keine Rede mehr. Ein Brautpaar dürfe sich auch schon einmal am Gartenzaun küssen . . .

Und der alte Ludwigs schien diesmal auf seine Frau gehört zu haben. Denn einige Wochen später, zum Weihnachtsfeste, stand in der Zeitung die Anzeige, daß er seine Toch- ter Marie dem Postsekretär Adam Beherlein verlobe.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 1 2 Stadt in Holland.
2 1 6 7 5 6 kleines Raubtier.
3 4 1 2 2 Teil des Baumes.
4 1 3 3 5 Gefäß.
5 6 7 5 Planet.
6 1 2 3 5 3 ägyptischer König.
7 6 1 2 1 dichterisches Kunstwerk.
1 3 4 5 6 Blume.
2 5 4 5 6 Maß.

Magisches Quadrat.

a a a d Die Buchstaben dieses Quadrats
d o o o sind so zu ordnen, daß die wagerech-
m m n n ten Reihen gleich den entsprechenden
o o r r senkrechten lauten und nennen 1.
einen Teil von Arabien, 2. eine Insektenlarve, 3.
ein Blutgefäß, 4. einen bekannten römischen Kaiser.